

**Würzburger
Universitätsreden**

1940/41

Heft 5

Ja. XXVII 23.

Würzburger Universitätsreden

1940 – 41

Drei Reden des **Rektors**, o. Prof. für Chirurgie **Dr. E. Seifert**,
vor den an einer Deutschen Hochschule
erstmals eingeschriebenen Studierenden

Verpflichtung

am 26. Oktober 1940

Wenn Ihr, meine jungen Kameraden und Kameradinnen, nunmehr mit voller Kraft Eure Hochschularbeit habt aufnehmen dürfen und dies mit der heutigen Veranstaltung feierlich bekräftigen sollt, so werdet Ihr Euch dankbar bewußt sein darüber, daß die große geschichtliche Zeit der Gegenwart Euch nicht nur unbehindert läßt in allem, was tägliche Pflicht und Arbeitsmöglichkeit heißt, sondern daß sie Euch sogar in mehr als einer Beziehung den freudigen Anstoß gibt zur Steigerung der eigenen Leistung und der Leistungseudigkeit.

Die vor Euch liegenden Monate und Jahre auf der Hochschule werden nicht nur eine Lehr- und Lernzeit sein, gewissermaßen eine bessere Fortsetzung Eurer bisherigen Lehrjahre auf der Schule. Ihr werdet vielmehr stärker als bis heute das Recht des erwachsenen Menschen für Euch in Anspruch nehmen dürfen und auch nehmen müssen, nämlich nach selbstgewählten Vorbildern und Wunschbildern eigenwillige Arbeit an Euch selbst zu leisten. Dieses Streben nach selbständigem und planmäßigem Fortbilden der eigenen Fähigkeiten wird auch nach Abschluß Eurer Lehrzeit und selbst bis in das höhere Alter nicht erlahmen dürfen. Erwächst doch in dieser Beziehung gerade uns auf der Hochschule eine ganz besondere Verpflichtung, seien wir Lehrende oder seien wir Lernende. Uns, die Älteren und Lehrenden, wird die ständige Arbeit am eigenen Selbst erst befähigen, Lehrer und Vorbild zu sein, wird uns vor dem Schicksal bewahren, im Spießbürger zu erstarren. Euch Jungen diene als Ansporn das Bewußtsein, daß Ihr, Großdeutschlands Hochschuljugend, bestimmt seid, im deutschen Volk und vorwiegend auf geistigem Gebiet künftig Führerstellen einzunehmen.

Welche Verantwortung in diesem Blickwinkel beschlossen ist, wird Euch freilich erst im Laufe Eurer Lehrzeit voll bewußt werden können. Endgültig werdet Ihr sie erst dann ermesen, wenn Ihr dereinst Euch als Führer oder Unterführer eingesetzt seht und wenn Ihr — vielleicht ganz auf Euch allein gestellt — Euch zu bewähren haben werdet.

Mancher von Euch ist wohl geneigt zu fragen, warum heute bei dieser Gelegenheit vor Studenten solche große Worte vom Führertum? Wird von uns doch wohl nichts anderes erwartet werden, als daß wir als deutsche Studenten und Studentinnen gewissenhaft unser berufliches Ziel anstreben, ein Höchstmaß von Sauberkeit in der gesamten Lebensführung bewahren und in der studentischen Arbeit unsere Einsatzbereitschaft nach bestem Können erweisen. Und wohin auch Beruf oder Schicksal uns einst stellen wird, an unserem Pflichtbewußtsein soll es nicht fehlen. In bescheidener Zurückhaltung vertretet Ihr, die Ihr so sprecht, darüber hinaus wohl die Meinung, auf Beleihung mit ausgesprochenen Führerstellen auch später keinen Anspruch erheben zu dürfen.

Und doch, meine jungen Kameraden und Kameradinnen: Ein Vorsatz in dieser knappen Umgrenzung ist allzu bescheiden und ein solcher Blickwinkel auf Eure künftige Stellung nach Abschluß der Hochschulbildung scheint mir allzu eng.

Möget Ihr einer Fakultät unserer Hochschule wie auch immer angehören — es wird unter den Berufen, die Euch einst offen stehen, dennoch kaum

einen geben, der von Euch nicht trotzdem Führereigenschaften und Führereinsatz, sei er zunächst noch unscheinbar, verlangen wird.

Ich könnte mir denken, daß mir bei dieser Voraussage der eine oder andere von Euch Zweifel entgegenbringt, geschehe dies bei ihm nun aus natürlicher Bescheidenheit und Zurückhaltung oder geschehe es in Unkenntnis der Berufe aus anderen Fakultäten.

Es sei mir erlaubt, aus dem von mir vertretenen Fachgebiet der Chirurgie mit einigen Hinweisen zu veranschaulichen, daß z. B. der Beruf des Arztes ohne Führereigenschaften, ohne das Bewußtsein des Stärkerseins z. B. gegenüber dem Kranken gar nicht denkbar ist. Der Arzt wird diese Einstellung als Prägung seines Gesamtwesens um so ausgesprochener besitzen müssen und in seiner Arbeit auch wirksam werden lassen, als sich in bezug auf Menschenführung gerade zwischen dem Chirurgen einerseits, dem soldatischen Truppenführer andererseits ganz besondere und grundsätzliche Beziehungen auf tun.

Es ist dies übrigens ein Gesichtspunkt, der uns Fachleuten der Chirurgie, soweit wir bei strengem Nachdenken die seelische Seite unserer beruflichen Aufgaben zu erfassen suchen und soweit wir uns nicht mit dem Bewußtwerden unserer Tagespflichten allein begnügen wollen, sehr ehrenvoll erscheint.

Das Wesen des Chirurgen und seiner Arbeit in tieferer Beziehung zur militärischen Truppenführung, geschöpft aus der Geschichte und aus täglicher eigener Erfahrung, zusammenfassend herausgearbeitet zu haben, ist das Verdienst eines bekannten Schweizer Arztes, Dr. Bircher in Aarau. Aber auch er war nicht der erste und einzige, der sich, allerdings mit besonderem Scharfblick und mit ausgreifendem Wissen, in solche Gedankengänge vertiefte. Doch angesichts seiner Doppelstellung als Leiter einer großen chirurgischen Anstalt wie als einer der höchsten Truppenführer der eidgenössischen Wehrmacht mußte Bircher im besonderen Maße zu solch einer eigenartigen Betrachtung fähig sein. Allerdings für diese oder jene Sonderfrage zum Gesichtspunkt der Beziehungen zwischen ärztlicher Arbeit und soldatischer Führung hat er gewiß Vorläufer im chirurgischen Schrifttum; wie denn zu allen Zeiten die seelischen Grundlagen des chirurgischen Tuns auf geistig hochstehende Glieder unserer Zunft eine besondere Anziehungskraft gehabt zu haben scheint. Es wird dies dadurch verständlich, daß gerade unsere chirurgische Arbeit als ganz besonders verantwortungsvoll im Vergleich zu den meisten anderen Sonderfächern der Heilkunde gelten muß. Dieser Vorzug verpflichtet jeden einzelnen von uns vom frühen Morgen bis zum späten Abend und auch in der so oft geforderten nächtlichen Arbeit vom späten Abend bis zum frühen Morgen. Die Verpflichtung sehen wir in einer unbedingt sicheren inneren Haltung, die ein ständiges Streben nach seelischer Ordnung und innerer Klarheit voraussetzt, wie das unser verehrte Fritz König, einer meiner Vorgänger im Lehramt, vor 10 Jahren einmal sehr eindrucksvoll im Fachschriftum ausgeführt und seitdem von vielen Seiten ausdrücklich bestätigt erhalten hat.

Wenn wir nun darüber hinaus die innere Haltung und Wesensprägung des Chirurgen mit der Eignung zur Truppenführung in nähere Beziehung bringen wollen, so liegt dieses Unterfangen gerade in der gegenwärtigen Kriegszeit besonders nahe; und auch unter Euch, meine jungen Kameraden, befinden sich nicht wenige, die schon an eigenen Erfahrungen zu ermessen vermögen, wie der gute Führer einer soldatischen Truppe beschaffen ist und auf welche seelischen Eigenschaften sich diese seine Eignung gründet.

Fragen wir, welche Wesenszüge für die Leistungen des Truppenführers bestimmend sein müssen. Im praktischen Handbuch für den Truppenführer hebt v. Cochenhausen als die drei Grundpfeiler hervor: Die Willensstärke, weiterhin die Charakterfestigkeit (worunter wohl auch das Pflichtgefühl begriffen ist), endlich und selbstverständlich das militärische Können. Vergegenwärtigen wir uns, daß wie dort beim Truppenführer der Kampf den Rahmen für die Bewährung des Menschen abgibt, es schließlich auch beim Chirurgen nicht grundsätzlich anders ist. Kann doch die militärische Operation, die aus taktischen Handlungen und den Gefechten besteht, in überraschend vielen Beziehungspunkten dem ärztlichen Tun, zumal der chirurgischen Operation, gleichgesetzt werden. Oft liegt die Entscheidung über Leben und Schicksal des Kranken gerade im blutigen Eingriff — nicht anders wie in der Politik der Krieg die blutige Entladung der Krisis (Clausewitz) ist. Also wird ganz zweifellos gerade beim Chirurgen Willensstärke, Charakterfestigkeit und Pflichtgefühl, nicht zuletzt auch das fachliche Können eine ganz wesentliche Voraussetzung seiner vollen Eignung bilden müssen. Es wäre außerordentlich reizvoll, dies an Beispielen aus dem Tageslauf eines Chirurgen bis in alle Einzelheiten zu erweisen.

Das gilt auch für weitere Wesenszüge, die dem Truppenführer und dem Chirurgen als gemeinsam gelten müssen, so z. B. die Forderung nach gedanklicher Klarheit und nach dem Blick für das Wesentliche. Sich hineindenken können in die Gesamtheit der Lage mit all ihren sich verflechtenden Einzelheiten, die saubere Beurteilung des Kräfteverhältnisses zwischen Gegner und Gegner — das sind Fähigkeiten, die den brauchbaren Truppenführer auszeichnen werden. Man denkt hier an Mommsens Wort: „Die Einsicht in das Mögliche und Unmögliche ist dasjenige, was den Helden vom Abenteuerer scheidet“.

Aber ebenso selbstverständlich sind diese Fähigkeiten auch vom Chirurgen zu fordern, obgleich in mannigfach übertragenem Sinne; so wenn es z. B. die sogenannte Ökonomie der Kräfte abzuschätzen gilt. Ich muß mir auch hier ein näheres Eingehen versagen, da die für den chirurgischen Entschluß ins Auge zu fassenden Kräftespiele auf einem sehr verwickelten und ganz allgemein als biologisch zu bezeichnenden Gebiete wirksam werden. Ist doch das biologische Denken in unserem Beruf und in unserem Fachschrifttum seit rund zwei Jahrzehnten mit gutem Recht stark in den Vordergrund der klinischen Arbeit wie der wissenschaftlichen Forschung getreten.

In diesem Zusammenhang, also im Hinblick auf die gedankliche Klarheit und den Sinn für das Wesentliche, denken wir schließlich auch an den Sonderfall, daß ohne guten Ort-, Raum- und Zeitsinn eine militärische Operation ebensowenig durchgeführt werden kann wie eine chirurgische, zu deren Erfolg und Verlässlichkeit doch gerade die anatomische Raumvorstellung mit all ihren Auswirkungen auf das handwerkliche Tun beim blutigen Eingriff eine unerläßliche Voraussetzung ist. Auch läßt sich chirurgisches Arbeiten schwer ohne den Zeitsinn denken, da bei der Abschätzung vieler und selbst kleiner Einzelentschlüsse die biologischen Auswirkungen zu beachten sind und da gerade die Zeitumstände für eine sachgerechte Verwertung biologischer Gesetze nicht selten den Ausschlag geben, deshalb sehr maßgeblich in Rechnung zu setzen sind.

Mit Recht legt v. Cochenhausen und mit ihm das gesamte kriegswissenschaftliche Schrifttum auf die ungehinderte Entschlußkraft des Truppenführers einen ganz besonderen Nachdruck, zumal sie getragen sein muß von einer ausgesprochenen Verantwortungsfreudigkeit. In diesem Zusammenhang muß aber mit gleicher Entschiedenheit dieselbe Forderung auch auf den Chirurgen angewandt werden, da nur ganz wenige Sonderfächer der Heilkunde in einigermaßen ähnlichem Umfang Entschluß- und Durch-

schlagskraft gepaart mit hoher Verantwortungsfreudigkeit vom Arzt verlangen. Gerade in diesem Punkt zeigt sich die von Ziehen einmal mit Recht so genannte und schärfer umrissene „chirurgische Wesensart“: Eine Gesamtheit angeborener oder durch starke Willenszucht entwickelter Eigenschaften. Ruhige und überlegte Kühnheit, eine Kaltblütigkeit, die kein Zwischenfall erschüttert und die ohne Verwirrung oder ohne Verzug jede Überraschung durch passende technische Entscheidung wettmacht, eine Entschlußkraft, die ohne zu schwanken die gebotene und gründliche Lösung aufgreift, ihr Anerkennung verschafft und sie schulgerecht in die Tat umsetzt.

Notwendig ist bei Betrachtung der Entschlußkraft: beharrlich, aber nicht starr sein. An vielen Beispielen, die sich vor allem bei Bircher ausgeführt finden, läßt sich aus den in der Kriegsgeschichte bekannten Erfolgen und andererseits aus Fehlschlägen kriegerischer Maßnahmen diese Forderung an jeden Truppführer aufs Anschaulichste begründen. Sie läßt sich sinngemäß mit dem bekannten Bismarck'schen Wort ergänzen: „Wo das Müssen anfängt, da hört das Fürchten auf“.

Ebenso aber wie der Truppenführer darf auch der Chirurg bei seiner blutigen Handlung nicht der sogenannten Verengung des Bewußtseins, den Gefahren des eingegengten Gedankenkreises unterliegen. Andernfalls wäre Verwirrung und die sogen. Nervosität die verhängnisvolle und unter Umständen die entscheidende Folge. Wie sich diese sogenannte Nervosität beim soldatischen Führer auswirken könnte auf Unterführer und Truppe, ist ohne weiteres verständlich. Nicht anders aber auch beim Chirurgen, wenn er bei der Operation seine innere Festigkeit zu übertragen hat auf seine Gehilfen, die mit ihm Hand in Hand im Kampfe stehen mit den technischen und biologischen Aufgaben der jeweiligen Lage. Es wäre ein Leichtes, aus den Erfahrungen unserer täglichen Arbeit darzutun, wie einerseits die Beharrlichkeit des Chirurgen in seinem Entschluß aufs Glückliche den erfolgreichen Abschluß der blutigen Handlung verbürgt, wie aber auch andererseits sowohl die Starrheit eines eingegengten Denkens als auch die Unruhe seiner auf die Gehilfen geradezu ansteckend wirkenden „Nervosität“ den ganzen Erfolg in Frage stellen kann.

Beharrlich, aber nicht starr sein. Dies schließt beim Truppenführer und ebenso beim Chirurgen die Empfänglichkeit für Vorschläge der Gehilfen bei besonders unübersichtlichen oder widerspruchsvollen Gefechtslagen keineswegs aus. Nicht Kriegsrat im üblichen Sinne abhalten — hierbei kommt selten ein ganzer Entschluß, sondern meist etwas Halbes heraus (v. Cochenhausen) — sondern nach Vortrag des Generalstabs-offiziers wird der höhere Befehlshaber selbständig die Lage durchdenken und selbständig seinen Entschluß fassen, den er nur unter ganz bestimmten Bedingungen wieder zu ändern oder umzukehren geneigt sein wird.

Gewiß, die ärztlichen Gehilfen des Chirurgen müssen wie die Mitarbeiter des Truppenführers auch ihrerseits in voller Schärfe zu ermessen verstehen, um was es sich bei den Haupthandlungen der chirurgischen Operation dreht, an der sie sich beteiligt sehen. Sie müßten — ähnlich dem Generalstabs-offizier bei den taktischen Handlungen eines Oberbefehlshabers — die Arbeit des Führenden fortsetzen können, wenn er ausgefallen sein sollte. Gerade das ist es, was bekanntlich der Schule des großen Helmut von Moltke zum bleibenden Verdienst in der weltgeschichtlich berühmten Einrichtung des Deutschen Generalstabs angerechnet wird: Daß er selbständig denkende und handelnde Unterführer planmäßig heranbildete. Die Kriegsgeschichte der letzten 80 Jahre ist reich an lehrhaften Beispielen dieser Art. Nicht anders als der höhere Truppenführer aber auch der Chirurg, der eine eigene Schule an seiner Klinik heranzuziehen wünscht. Auch ihm muß daran gelegen sein, seine Mitarbeiter und Gehilfen

so heranzubilden, daß sie im Bedarfsfalle Gedankengängen, wie er selbst sie verwirklichen würde, selbst nachzugehen und in die Tat planmäßig umzusetzen verstehen. Es ist überhaupt bei Beiden — dem Truppenführer wie dem Chirurgen — etwas Eigenes um das Verhältnis von Führer und Führergehilfen. Ich könnte mir denken, daß Berufene hier ein weitreichendes und dankbares Feld fänden, ihre Gedanken zu entwickeln, um sie an Hand von Erfahrungen der Kriegsgeschichte wie des Kriegsspiels einerseits, an Hand chirurgischer Gefechtslagen andererseits auszuwerten bis in die scheinbar kleinsten Einzelheiten des taktischen Geschehens auf beiden so ähnlichen Gebieten, dem soldatischen wie dem ärztlichen.

Die Beurteilung der Kräfte der eigenen Truppe verlangt ein nicht geringes Einfühlungsvermögen des Truppenführers in die körperliche wie vor allem seelische Leistungsfähigkeit seiner Leute. Wer wollte zweifeln, daß Gleichsinniges auch für den Chirurgen gilt. Dieses Einfühlungsvermögen ist es auch, was der Amerikaner unter heart versteht, wenn er für den guten Chirurgen die drei Begriffe des H, nämlich hand, head, heart fordert. Es würde aber wohl zu weit führen, wenn wir uns diesem Sonderpunkt mit allen seinen Einzelheiten im augenblicklichen Rahmen zuwenden wollten.

Alle großen Heerführer waren ausgezeichnet durch den hervorstechenden Grundzug der Bescheidenheit; und wenn im besonderen für Generalstabsoffiziere v. Cochenhausen diese Eigenschaft als wesentlich, ja als obersten Grundsatz bezeichnet, der sich mit Clausewitz' Forderung „viel leisten, wenig hervortreten; mehr sein als scheinen“ deckt, so möchte ich an diesem Grundsatz auch für den Chirurgen mit Nachdruck festhalten. Mancher der anwesenden Kameraden aus dem Dozentenkreis wird sich vielleicht entsinnen, daß ich vor Jahren einmal, als ich über lebensrettende chirurgische Eingriffe „unter dem Tor des Todes“, wie ich mich damals ausdrückte, sprach, gerade die Bescheidenheit und neben ihr das unentrinnbare Pflichtgefühl als ganz wesentliche Eckpfeiler der chirurgischen Seelenhaltung kennzeichnete.

Beides ist notwendig, um höchsten Einsatz, falls er vom Truppenführer wie vom Chirurgen und von jedem von beiden auf seinem ihm zugewiesenen Wirkungsgebiet gefordert werden sollte, unbeirrt in jeder Lage leisten zu können: nur was er auch von sich selbst verlangt, darf der Truppenführer von der Truppe verlangen, darf ich als Chirurg von meinen ärztlichen Mitarbeitern verlangen. Unsere chirurgische Tagesarbeit bringt auf Schritt und Tritt zahlreiche Beweise für diese eigentlich selbstverständliche Forderung. „Seinen Leuten vorleben“, nannte es Walter Flex, als er seinen Freund Wurche vom Leutnantsdienst sprechen läßt.

Ich habe, meine jungen Kameraden, etwas weiter ausgeholt, und möchte hoffen, daß mir am Beispiel eines Arztes die Führereigenschaft eines unserer Hochschulberufe, wenigstens in einigen Schlaglichtern, darzustellen gelungen ist. Es waren zwar alles Worte und für Euch, die Ihr eben erst mit Eurer Ausbildung zu einem fernen Berufsziel beginnt, mußte den Worten noch die Gegenständlichkeit fehlen, die Anschauung aus eigener Erfahrung.

Führer sein heißt, sich sachlich wie geistig und charakterlich auch seinen Gehilfen, deren der Truppenführer ebensowenig entraten kann wie der Arzt und Chirurg, überlegen zu zeigen. Der Chirurg muß, wovon schon eingangs die Rede war, auch in seinem Verhältnis zum Kranken sich als der Stärkere erweisen, er muß auch der Bezwinger mancher widersetzlichen Naturkräfte sein. Kurz, er muß führen können. Der Truppenführer und der ärztliche Führer sind also nicht bloß Vorgesetzte in der ganzen Vielseitigkeit dieses nach Herkunft und Auswirkung engen und starren Begriffes. Dem Vor-

gesetzten wird in den meisten Fällen abgehen, was der wirklichen Führernatur ganz von selbst und geradezu zwangsläufig von seiten der Geführten als Gegengewicht angetragen wird: Das unbeirrte Vertrauen der Mannschaft. Nichts schöner auch für den Arzt, dies spüren zu dürfen. Nichts schöner auch für den Lehrer oder den Rechtswahrer!

Nur wenige sind zum Führen geboren. Aber viele können zum Führen erzogen werden und können selbst sich zu Führern aus eigener Arbeit entwickeln. Dies aber verlangt dann Tag für Tag Leistung auf Leistung an sich selbst, so unscheinbar der Beweggrund und der Umfang der einzelnen Leistung sein mag. So, wie auf vielen Gebieten des menschlichen Lebens, des Berufes nicht weniger als der Sittlichkeit, der Politik ebenso wie des Krieges, aus Worten und Begriffen stets die Taten werden sollen, so möge auch Euch aus meinen Darlegungen ein wirksamer Ansporn für Eure dem Berufsziel gewidmete Arbeit, für Eure Lehrjahre auf einer Deutschen Hochschule erwachsen. Sollte uns doch stets ein Wort unseres Führers Adolf Hitler vor Augen sein: „Nicht Bekenntnis zu Idealen, sondern ihre Durchsetzung ist entscheidend“. Diesen Satz an sich selbst und in täglich ernsthaftem Streben zu verwirklichen, wird Eurer gesamten Hochschularbeit die schönste Frucht bringen.

Verpflichtung

am 22. Februar 1941

Kameraden, Kameradinnen!

In diesem Kreis, der sich heute hier zusammengefunden hat, wird es wohl kaum einen geben, dessen Gedanken nicht täglich in irgend einer Form und unter irgend einem Blickwinkel dem Kriegsgeschehen in Nord und Süd, in Ost und West gelten. Über das eigene Kriegserleben hinaus, das einige von Euch hinter sich und vielleicht in Kürze auch wieder vor sich haben dürfen, über das Tagesgeschehen hinaus, das sich in Berichten des Rundfunks und der Zeitungen mit täglich neuem und mit täglich stolzem Wechsel widerspiegelt, über Vergangenheit und Gegenwart hinaus — wer von uns wollte leugnen, daß er sich vorsichtig tastend in dieser oder jener Richtung schon auszumalen versucht hat, wie wohl die Zukunft um einen jeden von uns wird aussehen, wenn einmal der vom Führer vorausgesagte Sieg im Kampf um Großdeutschlands Lebensraum, um seine Freiheit und Sicherheit erstritten sein wird.

Wie der einzelne Volksgenosse im Lichte seiner eigenen Bedürfnisse, seiner Wünsche und Hoffnungen sich die künftigen Auswirkungen des augenblicklichen großen Zeitgeschehens vorstellen mag, ist natürlich so mannigfaltig wie die Lebensschicksale der Einzelmenschen überhaupt und wie ihre Einstellung zum großen Gesamtschicksal. Daß aber Großdeutschlands künftige Bestimmung im Erdenraum einer ganz großartigen Ausstrahlungsmöglichkeit des deutschen Wesens schlechthin, damit auch einer weltweiten Anerkennung der deutschen Arbeit und der deutschen Leistungsfähigkeit gleichkommen wird — das ist die einheitliche Überzeugung aller völkisch Denkenden, soweit sie mit Bewußtsein die heutige große Zeit miterleben und dem Geschick Dank wissen dafür, daß es ihnen vergönnte, Zeitgenossen und Gefolgsmanne unseres Führers sein zu dürfen.

In diesem Sinne wissen wir, daß Deutschlands Zukunft in der Welt nicht Herrschen und Beherrschen im bisherigen Sinn der zwischenstaatlichen Völkerbeziehungen sein, geschweige denn soviel wie Unterjochen und Unterdrücken anderer Staaten bedeuten wird, sondern daß — wenn die siegreichen Waffen einstmals werden schweigen dürfen — deutsches Wesen die geistige wie die wirtschaftliche, die politische wie die künstlerische Führung zum mindesten in Europa, alsbald auch in weiten Gebieten des Erdenrundes zu übernehmen haben wird. Damit wird der Waffensieg Deutschlands ein neues Zeitalter der Wohlfahrt und Gesittung — ein Ausdruck Bismarcks —, ein Zeitalter der Arbeit und der Gerechtigkeit einleiten, damit in gewissem Sinne und weltumspannend also ein deutsches Zeitalter.

Manche Führerstellung, die Deutschland im zwischenstaatlichen Verkehr der Völker bereits früher innehatte — sei sie anerkannt gewesen oder sei sie nur widerwillig von den anderen angenommen — wird dann in offen zugestandener, vielleicht sogar in dankbar empfundener Weise erneut und schöner als bisher aufleben, für die gebende

deutsche Hand ebenso segensreich wie für jeden Empfangenden in den Kreisen der anderen.

Wer sich in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten den offenen Blick bewahrt hatte — mag er Deutscher sein oder mag er anderer Volkszugehörigkeit in der Alten wie in der Neuen Welt sein — der wird wissen, daß schon seit langem deutsche Leistung und deutsches Können in der weiten Welt dem Deutschtum eine wirksame, wenn auch nach außen hin durch Neid und Mißgunst vielfach verdeckte Führerstellung verschafft hatte. Eingeschlossen in diese Führerstellung war aber auch das Gesamtgebiet der Wissenschaft. Es kann nur für uns Deutsche sprechen und für die überragende Leistung unseres Volkes seit jeher, daß diese Weltgeltung der deutschen Wissenschaft sich schon zu Zeiten durchsetzte und sich hielt als der politische Boden dem Deutschtum keineswegs günstig zu einer solchen Ehrenstellung unter den anderen Völkern und Staaten war. In diesem besonderen Zusammenhang erscheint es unehelich, ob wir jene Zeiten ins Auge fassen, als in den Jahren und Jahrzehnten vor dem Weltkrieg der deutsche Name es dank der Unfähigkeit und Zerrissenheit der politischen Führung bitter schwer hatte, im wissenschaftlichen oder wirtschaftlichen Weltwettbewerb der Völker sich seine Stellung zu erkämpfen und sie zu behaupten. Und wenn wir andererseits die Jahre der Schande und des allgemeinen Niedergangs in Deutschland nach dem Weltkrieg bedenken, so waren diese in der Geschichte des Reiches einzig dastehenden Zeiten noch viel weniger angetan dazu, der deutschen Leistung und der deutschen Wissenschaft jene Anerkennung zu verschaffen, auf die sie in der weiten Welt nach wie vor Anspruch hatte.

Und dennoch also ließ es sich bei solcher Widrigkeit der Umstände, bei aller Mißgunst der anderen nicht verhindern, daß deutsche Tüchtigkeit und deutsche Leistung ihre Weltgeltung behielt und mehrte. Daß dies eben auf wissenschaftlichem Gebiet in so ausgezeichnetem Maße der Fall gewesen ist, mag für uns auf der Universität eine besondere Genugtuung sein. Für die Weltgeltung der deutschen Wissenschaft glaube ich nun einige Beispiele, herausgegriffen aus einer langen Reihe gleichsinniger, vorweisen und sie auch durch einzelne eigene Erfahrungen handgreiflich beleuchten zu können. Daß ich mich hierbei auf das Gebiet der Heilkunde beschränken werde, auf dem ich nach Ausbildung, Beruf und Lehramt zuhause bin, liegt nahe.

Das deutsche Buch, das deutsche Lehrbuch in aller Welt! Wer im Ausland, wer in Übersee gewesen ist, kann das bestätigen. Ich habe in Amerika, wo es sehr große und sehr kleine Universitäten gibt, wo gute neben mittelmäßigen und anerkannt schlechten stehen, selbst unter den unscheinbarsten Verhältnissen z. B. deutsche Lehrbücher für Ärzte gefunden.

Selbst wo man, wie beispielsweise im Fernen Osten, der deutschen Sprache nicht mächtig ist: das deutsche Lehrbuch beherrscht, zumal in den Hochschulen, auf weiten Gebieten das Feld vor allen anderen.

Ganz besonders wirkte sich früher und vor dem Weltkrieg der anerkannte Vorzug deutscher Lehrbücher aus, an der Spitze zu stehen mit Anschauungsstoff und Bildern. Hat es doch z. B. in einigen Japanischen Universitäten kaum einen Medizinstudenten gegeben, der nicht seine Anatomie aus deutschen Büchern sich erarbeitet hat.

Die Sorgfalt der Bilderausstattung, ihre lehrhafte Aufmachung und die Gediegenheit des Druckes vereinigen sich auch heute, um das deutsche Buch, dem höchstens dann und wann das nordamerikanische zur Seite gestellt werden kann, an die Spitze der übrigen wissenschaftlichen Bucherzeugnisse zu stellen. Vergleiche man doch bloß

ein anatomisches oder chirurgisches Lehr- und Handbuch aus Frankreich oder aus England oder aus der Schweiz mit einem auf einigermaßen gleicher Höhe stehenden Buch, das in Deutschland erschienen ist! Auf alle Fälle: das deutsche Buch konnte und kann in der ganzen Welt Führerstellung beanspruchen, denn der deutsche Wert hatte Geltung, auch wo das deutsche Wort nicht oder kaum verstanden wurde.

Greifen wir über die wissenschaftliche Arbeit und über ihre Vermittlung durch das Druckwerk hinaus und rechnen wir zur deutschen Heilkunde schließlich auch die deutsche Ware auf dem Gebiete der Arzneimittelversorgung, so hat sich auch hier für jeden einfachen Mann auf der Straße die überragende Bedeutung der deutschen Heilmittel überall erkennbar gezeigt: Keinem Südamerikaner und keinem Chinesen, keinem Türken in Konstantinopel, keinem Engländer in Kapstadt und keinem Russen in Charbin konnte es entgehen, daß er an Läden vorbeikam, wo groß mit „Bayer“ oder mit „Agfa“ bemalte Schilder an einer Apotheke und an gleichsinnigen Läden aufmerksam machte: hier wird deutsche Ware verkauft, die in der ganzen Welt als bestens bewährt, allüberall gefragt ist.

In diesem Zusammenhang müssen schließlich auch die ärztlichen Gerätschaften, die ärztlichen Instrumente eigens benannt werden. Man kann wohl sagen, daß überall mit vorwiegend deutschen oder mit in Deutschland hergestellten Instrumenten gearbeitet wird. Es gibt viele Ausländer, die es weit von sich weisen, wenn man ihnen das vorhalten will. Selbst in der Neuen Welt, wo in der Tat eine Industrie von einer Großzügigkeit und Vielseitigkeit besteht, die augenscheinlich keinerlei Vergleich mit anderen Ländern zu scheuen hat, selbst dort also operiert der Arzt mit deutschbürtigen Geräten.

Ich kann, soweit meine eigene Erfahrung in fast allen Ländern Europas und auch in Übersee reicht, nicht behaupten, daß in den Händen der ausländischen Ärzte und im Gebrauch der Krankenanstalten dort vorbildliche ärztliche Instrumente anzutreffen wären. Im Gegenteil: in angelsächsischen Ländern begnügt man sich auffallenderweise durchweg mit Geräten von einer Unhandlichkeit und einer Aufmachung, wie man sie hierzulande nur als Ladenhüter bezeichnen würde. Aber sowohl diese Ladenhüter wie auch die wirklich guten und neuzeitlichen Instrumente stammen aus Deutschland. Widerspricht der Ausländer dem und deutet entrüstet auf den Hochstand der Industrie des eigenen Landes, so genügt meist ein kurzer Blick auf den kleinen unscheinbaren Stempel auf jedem Instrument, der dem Kenner als das Zeichen eines für alle Welt arbeitenden großen Unternehmens — in einer kleinen schwäbischen Stadt — geläufig ist! Ich habe diesen Versuch oft genug gemacht, als ich im Ausland die Sprache auf die Herkunft der ärztlichen Instrumente brachte.

Wenn man jetzt in den Zeitungen lesen kann, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika — in Voraussicht der von den dortigen Kriegstreibern zu erwartenden Verwicklungen im Warenaustausch mit Deutschland — sich bemühen, in ihren Krankenhäusern möglichst behutsam mit Fieberthermometern umzugehen, da die Ersatzbeschaffung künftighin schwierig werden könnte, so überrascht dies den Kundigen keineswegs. Weiß er doch, daß fast in der ganzen Welt der verlässliche und wohlfeile Fieberthermometer aus Deutschland kommt, wo er überwiegend in Thüringen durch die seit Geschlechterfolgen und in einzelnen Sippen unterhaltenen Kleinbetriebe in unveränderter Güte hergestellt wird. Von dort aus tritt der Fieberthermometer, auch seinerseits ein Kunder deutscher Wertarbeit, seine Reise um die Erdkugel an.

Übrigens liegen die Dinge mit den Gummiwaren, z. B. mit den sog. Kathetern nicht viel anders. In der schwäbischen Hauptstadt werden heute fast alle, jedenfalls die guten

Katheter und ähnliche Gegenstände zum ärztlichen Gebrauch für die ganze Welt hergestellt.

Daß Röntgen ein Deutscher war, hat die ganze Welt auch außerhalb des Kreises der Ärzte gewußt. Nicht jedem war es vielleicht bekannt, daß Röntgen in Würzburg lehrte und gerade in Würzburg seine berühmten Strahlen entdeckt hatte. Aber jedermann in der ganzen Welt war sich im klaren darüber, daß diese Strahlen seit der Jahrhundertwende für große Gebiete menschlichen Wissens und menschlicher Arbeit unentbehrlich gewesen waren und daß sich ihr Anwendungsgebiet auch auf dem Gebiete der Heilkunde von Jahr zu Jahr fortschreitend noch erweiterte und vertiefte. Mögen auch die für die Erzeugnisse der Röntgenstrahlen notwendigen Geräte in jedem größeren Land mit eigener Industrie im Laufe der Zeit selbst hergestellt worden sein — unter einer unmißverständlichen Bezeichnung mußten sie der Geschäftswelt, den Ärzten und Krankenhäusern angepriesen werden.

Aus politischen Rücksichten mußte es allerdings dabei peinlich sein, den deutschen Namen Röntgen mit den von ihm in die Welt gesetzten Geräten gerade bei der geschäftlichen Werbung in Zusammenhang zu bringen. Die Mißgunst des Auslandes versuchte deshalb die deutsche Leistung zu unterdrücken, wenn auch die Sache selbst nicht zu entbehren war. So kam es, daß in England, in Nordamerika usw. man niemals von Röntgenstrahlen — wie sie in Deutschland seit ihrer Entdeckung ganz selbstverständlich hießen — in den Büchern, in den Zeitschriften, in den Geschäftsverzeichnissen sprach. Man las und liest noch heute nur von X-Strahlen, also von einer völlig unverfänglichen Bezeichnung. Zugegeben sei, daß der Ausdruck X-Strahlen nicht ganz willkürlich ist, hat doch Röntgen, als er vor genau 45 Jahren in der Würzburger physikalisch-medizinischen Gesellschaft über die von ihm entdeckte „neue Art von Strahlen“ erstmals vortrug, in seiner Bescheidenheit selbst von X-Strahlen gesprochen. Doch gleich in dieser wissenschaftlichen Versammlung beschloß der Kreis der begeisterten Anwesenden, es sollten die Strahlen, mit deren Hilfe soeben vor aller Augen das Knochengerüst der Hand des greisen Anatomen Kölliker auf die Platte gebannt worden war, zu Ehren des Entdeckers besser Röntgenstrahlen benannt werden. Dem schloß sich dann bald die wissenschaftliche Welt in Deutschland an — aber das Ausland blieb beharrlich und aus gewissermaßen politischen Gründen bei den X-Strahlen, unter deren Flagge die deutsche Entdeckerleistung ihren Siegeszug durch die Welt antrat.

Hat schon in der gesamten Erziehungsweise, worauf ich im folgenden Zusammenhang nicht ausführlich eingehen will, der deutsche Einfluß sich in der ganzen gesitteten Welt bemerkbar gemacht — ich erinnere daran, daß in den Angelsächsischen Landen es noch heute kein heimisches Wort für den Kindergarten gibt, daß man z. B. in Nordamerika seine Kinder eben in den „Kindergarten“ schickt — so war die deutsche Erziehungsweise auch vielfach auf den Universitäten maßgebend und hier wieder für das Medizinstudium. Die Form des deutschen Universitätsunterrichts, in seinen Grundzügen aus einem längst überwundenen Mittelalter erwachsen, mag gerade dank seiner Herkunft und Entwicklungsart noch heute gewisse Mängel aufweisen. Aber für den Medizinstudenten gilt in vielen Ländern trotzdem das deutsche Unterrichtsverfahren seit Jahren und Jahrzehnten als das beste. England und Amerika mit all den Staaten, die unter ihrem bestimmenden Einfluß auf allen Gebieten und auf dem der Wissenschaft standen oder stehen, merkt von diesem Einfluß des deutschen Unterrichtsverfahrens auf den Universitäten nicht allzuviel. Aber unvoreingenommene Beurteiler und Sachverständige wie z. B. der bekannte Amerikaner Flexner haben im Wettbewerb und im Vergleich der einzelnen in der Alten wie Neuen Welt eingebürgerten Unterrichtsweisen auf

den Universitäten gerade dem nach deutschem Muster aufgezogenen Unterricht in der Heilkunde die größten Vorzüge zuerkannt. Ich kann dieses Urteil gerade in bezug auf englische und nordamerikanische Verhältnisse aus eigener Erfahrung bestätigen.

Sehr gut erinnere ich mich der Unterrichtsstunden in der Chirurgie, die ich in einer der besten Universitäten im Staate Ohio und auch im weltberühmten Medical center in New York mitanhören konnte. Ich möchte auf Einzelheiten nicht weiter eingehen — aber schon damals, es war vor 10 Jahren, gewann ich die Überzeugung: bei uns, in jeder beliebigen Klinik Deutschlands, wird der Student unstreitig besser unterrichtet.

Kein Wunder schließlich, daß auch einzelne Namen aus dem Gebiete der deutschen Wissenschaft und der deutschen Heilkunde im Ausland besonders bekannt geworden sind; sogar in Ländern, wo diese Männer selbst niemals gewirkt haben.

Ein Beispiel für viele: Als ich vor 30 Jahren einmal kurz in Portugal war, wunderte ich mich, in manchen Behausungen der ärmlichen Bevölkerung in der Zimmerecke, wo man unter Blumenschmuck die Bilder von Heiligen und ähnliche Gedenkzeichen aufgebaut hatte, auch das Bild eines bärtigen Mannes, im äußeren Gewande der Jetztzeit, anzutreffen. Auf die Frage, wer denn dieser neuzeitliche Heilige sei, nannte man mir den Namen eines Hamburger Arztes und Fachmannes auf dem Gebiete der Hautkrankheiten, der vor nunmehr einigen Jahrzehnten sich ganz allgemein um die Behandlung und um die Bekämpfung des Aussatzes (Lepra) verdient gemacht hatte. In Portugal gab es damals vielfach noch Lepra und lepraähnliche hartnäckige Hauterkrankungen. Es war gelungen, mit dem Heilverfahren des Hamburger Arztes dieser ansteckenden Seuche erfolgreich beizukommen und zum Dank wurde er von der Bevölkerung fast wie ein Heiliger verehrt. Auch dies ein Zeichen dafür, wie deutsche Gelehrtenleistung in fernen Ländern als führend dankbar anerkannt wurde.

Ohne daß der Name des Mannes im Schrifttum heute noch eigens genannt wird oder genannt zu werden braucht, kommt der Segen, den wir Deutsche nicht weniger wie die Menschen aller Völker von Gesittung aus seiner Forscherarbeit ziehen, dennoch der ganzen ärztlichen Welt und damit allen von Ärzten betreuten Kranken zugute: Ich meine Emil von Behring, dessen die deutsche Wissenschaft erst um die Jahreswende am Orte seiner Lebensarbeit aus besonderem Anlaß und mit besonderer Feierlichkeit gedacht hat.

Nennt man — mit Recht — Emil von Behring den Retter der Kinder, so sind es nicht nur die Kinder unseres eigenen Volkes, denen Dank Behrings Tat die Rettung aus großer Gefahr gebracht werden kann, sondern es genießen diesen Schutz in der ganzen Welt die Kinder, wo überhaupt von geschulten Händen ärztliche Hilfe dem kranken Mitmenschen planmäßig geleistet wird. Mit uneingeschränkter Anerkennung hat unsere Staatsführung, vor allem durch den Mund des Reichserziehungsministers und ebenso des Reichsgesundheitsführers, bei der feierlichen Marburger Veranstaltung im vergangenen Dezember ausgesprochen, was wir Ärzte aus alltäglicher Erfahrung in stets erneuter Dankbarkeit verwirklichen dürfen: Behring's Forschungstat, in zielbewußter Lebensarbeit gewonnen, setzt uns in den Stand, das lebenbedrohende Gift der Diphtherieinfektion im Körper des kranken Menschen durch ein im wahren Sinne natürliches Heilverfahren unschädlich zu machen und hierdurch — bei rechtzeitiger und richtiger Anwendung des Behring'schen Heilserums — unzählige Kinder aus wirklicher Lebensgefahr zu retten.

Es darf hier eingefügt werden, daß man mit demselben Recht Emil von Behring auch den Retter der Soldaten nennen konnte. Ist es doch durch ein gleichartiges und auf derselben Grundlage entwickeltes Verfahren, nämlich durch das entgiftende Heil-

serum gegen den Wundstarrkrampf, heute möglich, die ehemals bei Kriegs- wie Friedenswunden verheerende und im Einzelfall fast stets tödlich wirkende Infektion des Wundstarrkrampfs zu bannen. Hier, beim Tetanus, geschieht das freilich nicht wie bei der Diphtherie am erkrankten Menschen, sondern — was vielleicht noch viel segensreicher ist — bereits in vorbeugender Behandlung, so daß die Krankheit und ihre vergiftende Wirkung überhaupt nicht zum Ausbruch kommen kann. Erhält nämlich ein Kriegsverletzter alsbald nach seiner Schußverwundung nach Behring's Angabe eine Schutzspritze gegen den Wundstarrkrampf, so ist er von vornherein mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit gefeit gegen den Ausbruch der Wundinfektion des Tetanus, mag die Wunde zunächst auch noch so schwer mit Schmutz und Erde, damit auch mit den gefährlichen Krankheitskeimen beladen sein.

Nicht nur wir Deutschen retten auf solche Weise unsere verwundeten Kämpfer, sondern in der ganzen Welt, wo Kriege geführt werden und künftig geführt werden müssen, macht man Gebrauch von dieser einfachen und wirksamen Möglichkeit der ärztlichen Hilfeleistung. Man erkennt damit die Leistung des deutschen Gelehrten an, der vor 50 Jahren seine glückbringenden Gedanken und Anregungen der wissenschaftlichen Welt bekannt gemacht hatte.

Hier vor Euch, meine jungen Kameraden, gerade den Namen Emil von Behring zu nennen, möge nicht nur im Hinblick auf die weltweite Anerkennung seiner Forschungsarbeit als eines deutschen Gelehrten geschehen, auf den Deutschlands Wissenschaft ihre Vormachtstellung zu beanspruchen berechtigt ist. Vielmehr bildet Emil von Behring für einen jeden von uns, ganz besonders aber für Euch Junge ein hervorragendes Beispiel für das, was unter einem deutschen Forscher- und Gelehrtenleben verstanden werden muß.

Echte Wissenschaft, unbeirrt durch Streben nach äußerer Anerkennung oder durch Wünsche zum eigenen Nutzen, verkörperte Emil von Behring. Die Sache um ihretwillen selbst tun — was nach Richard Wagner gleichbedeutend ist mit Deutsch sein — muß Behring's Richtschnur gewesen sein. Mit Neid sieht die übrige Welt in seinem Beispiel den Grundzug einer deutschen wissenschaftlichen Haltung, die gleichzeitig als bezeichnend für die Arbeits- und Lehrweise auf Deutschlands Hohen Schulen überhaupt gilt. Nirgends in der Welt kommt die zielbewußte, gründliche, Schritt für Schritt vorwärtstrebende Forschung, kommt die Sauberkeit des Denkens am Schreibtisch ebenso wie die Sauberkeit der Arbeit im Laboratorium in gleicher Weise zum Durchbruch wie im deutschen Lebensraum. Nur dort, wo deutsches Volkstum und wo nordisches Bluterbe gleichartige Voraussetzungen bieten, kann wie z. B. in Nordamerika gelegentlich ähnliches beobachtet werden.

Nichts könnte übrigens dem Zweifler besser als gerade Behring's Beispiel den Unterschied zwischen einst und jetzt beleuchten als das dankbare Gedenken an Behring's Tat vor einem halben Jahrhundert. Die früher oft als Wühlmäuse oder vertrocknet verschrienen Geistesarbeiter sind es, die in ihrer stillen Arbeitsstätte die scharfen Waffen im Kampf der rauen, ja einer u. U. mörderischen Außenwelt liefern. Die wirklichkeitsnahe Haltung des neuen Deutschland hat, der naturwissenschaftlichen Denkweise nach dem Beispiel des Führers aufs stärkste zugetan und sie auch weltanschaulich verwertend, Sinn und volles Verständnis für unsere Kleinarbeit an der Universität, in der stillen Stube, im wissenschaftlichen Laboratorium, bei der täglichen Arbeit am Krankenbett. Keiner von uns braucht sich heute mehr zu scheuen, sich zu den Arbeitern der Stirn zu bekennen oder sein Lebensziel im Wirkungskreis einer deutschen Hochschule zu suchen

— wie sich aufs schönste am Beispiel Emil von Behring's und seiner weltweiten Anerkennung erwiesen hat.

Das Beispiel dieses Mannes wie das Beispiel großer Männer überhaupt verpflichtet die Volksgenossen; wie oft schon hat uns der Führer in seinen Reden hierzu ermahnt. So wie wir Lehrer uns in diesem Sinne verpflichtet fühlen, möget aber auch Ihr Jungen, die Ihr den langen und oft genug beschwerlichen Weg der wissenschaftlichen Laufbahn auf einer großdeutschen Universität nunmehr angetreten habt, Euch hieran halten; und zwar ganz gleich, welcher Fakultät Ihr Euch angeschlossen habt.

Seid darüber hinaus Ihr Euch immer eingedenk dessen, daß zu Eurem kleinen Teil auch Ihr schon jetzt, und später erst recht, mitzubauen habt an der Weltgeltung der deutschen Wissenschaft. Das bedeutet eine Verantwortung, deren man sich allerdings im Getriebe des Alltags und im Gewirr der kleinen Tagespflichten nicht immer klar ist und wohl auch nicht immer klar sein kann. Dennoch sei Euch mein Hinweis auf die bisherige und mehr noch auf die künftige Weltgeltung der deutschen Wissenschaft eine unsichtbare aber wirksame Richtschnur, die Ihr, vom ersten Tage Eures Universitätslebens an, niemals aus dem Bewußtsein solltet schwinden lassen. Diese Richtschnur aber für einen Augenblick klar sichtbar aufzustecken, schien mir wohl zu Recht eine Pflicht der gegenwärtigen Stunde, die wir gemeinsam inmitten einer geschichtlich unvergänglichen Zeit großer völkerverbindender Entscheidungen abrollen lassen.

Ich rufe die anwesenden jungen Kameraden und Kameradinnen nunmehr auf zur feierlichen Verpflichtung. Ich bitte, je einen und eine von Euch vorzutreten, um mir und dem Studentenfürher durch Handschlag das Gelöbniß auf die Gesetze der deutschen Universität abzulegen.

Verpflichtung

am 29. Mai 1941

Kameraden, Kameradinnen!

Mit der heutigen Feier, die Euch, junge Kameraden, erstmals aufnimmt in den großen Verband einer deutschen Universität, seid Ihr in aller Form ein *civis academicus* geworden, wie man es früher zu bezeichnen liebte. Der junge *Civis academicus* war stolz auf diese seine Würde; denn nach allem, was er als bisher Außenstehender glaubte gesehen zu haben, winkte ihm jetzt ein Leben, das frei von unerwünschten Bindungen der Schule, des Elternhauses, des Herkommens schien, das voll von Rechten und reich an Freuden der goldenen Jugendzeit zu werden versprach; Pflichten, vor allem aufgezwungene Pflichten drohten so gut wie nicht mehr — ja, die goldene Freiheit winkte in unwahrscheinlichen Ausmaßen. „Frei ist der Bursch“ hatte man in Erwartung des Kommenden schon in den letzten Schuljahren oft genug gesungen, von jugendlicher Begeisterung und gutem Bier befeuert. Gewiß, akademische Freiheit winkte und dem Ernsthaften winkt sie auch heute: Wohin das Herz ihn zieht, wohin ihn die Begabung leitet, wo er das künftige Lebensziel sieht, dort durfte und dort darf der Student zu eigener Befriedigung in vollen Zügen der geistigen Arbeit nachgehen, die so ganz andere Formen zu haben scheint und in so viel tiefere Gründe des geistigen Ackerbodens schürfen kann, wie es die Schularbeit nach Form und Inhalt niemals hatte bieten können.

Das also, die Freiheit eigener Entschlüsse in Arbeit und Streben, die Selbstverantwortung der Zielsetzung und die Selbständigkeit der Lebensführung ist für viele von Euch das neue, das die *Civitas academica* zu bringen scheint. Und doch, wir fühlen für Euch und mit Euch gerade gegenüber dem Begriff des *Civis*, des Bürgers, ein wenig Neigung zur Zurückhaltung. „Bürger“ klingt auf alle Fälle etwas altväterlich und nicht unbedingt nach „Freiheit“, eher läßt das Wort etwas an einen Anflug von Kalk denken. Wir haben aber etwas gegen Kalk in jeder Hinsicht. Gegen ihn sind wir, in der Fachsprache der Mediziner ausgedrückt, heute allesamt gewissermaßen allergisch. Wir wehren uns für unsere Person gegen Kalk, gegen Spießertum und Satttheit. Wir halten es lieber mit Zöberlein. In einem seiner schönen Bücher der Kampfzeit nennt er gerade die Satten „klug und vernünftig“ und hat damit den Spieß im Auge. Denn er stellt dem Satten denjenigen gegenüber, der Hunger hat; Hunger nach Brot und Freiheit oder Schönheit oder Gott. Nur wer Hunger hat, ist Revolutionär und Kämpfer. Wir, meine jungen Kameraden, haben unbedingt und in diesem Sinne hoffentlich für unser ganzes Leben Hunger!

Wir an der Hochschule des neuen Deutschland sind nicht satt, sind niemals ganz mit uns zufrieden. Wir sind nicht Spießler und pochen nicht auf Rechte. Zufrieden fühlen wir uns nur bei Einsatz und Verpflichtung. Wenn sich nun dies mit der *Civitas academica* von heute verbinden läßt — und das ist der Fall —, dann zählen wir uns gern unter die ehrsame Zunft der *Cives academici*; zumal wenn man uns zugesteht, daß heute den jungen *Civis academicus*, ebenso aber

auch den gelehrten Magister einer deutschen Hochschule eben diese kämpferische Einstellung und das stete Pflichtbewußtsein gründlich unterscheidet von dem satten Spießler oder von dem auf die scheinbare Freiheit seines endlich erreichten Eigenlebens so stolzen Jünger der Wissenschaft von ehedem.

Wir Jetzigen sind stolz darauf, daß die Nationalsozialistische Hochschule in allen ihren Gliedern, die Lehrenden wie die Lernenden, weltanschaulich ein anderer Geist erfüllt als dies — wenigstens im großen und ganzen — vormals gewesen war. Das danken wir unserer Zeit und dem, der sie aus dem Wirrwarr der Sättheit wie der völkischen Zerrissenheit mit heldischer Hand neu geformt hat. Und dabei steht die Hochschule erst noch am Anfang dieser Entwicklung, die uns — Alte und Junge — in hoffentlich nicht zu ferner Zeit noch antreten heißen wird zum Entscheidungskampf auf dem geistigen und weltanschaulichen Schlachtfeld innerhalb wie außerhalb der Reichsgrenzen. Wollen doch gerade wir von der Hochschule unsere geistigen Kräfte möglichst einsetzen, um zu unserem Teil im Kampf des Führers um ein neues Deutschland und ein besseres Europa unsern Mann zu stellen.

Die Waffen zu diesem geistigen Kampf heißt es beizeiten schmieden oder — soweit wir sie bereits besaßen — scharf halten. Die geistige Schulung und Ausbildung, wie sie gerade an den deutschen Hochschulen sich vollzieht, sie liefert auch die geistigen Waffen. Diese Waffen selbst sind aber nicht neu. Sie sind altes deutsches Erbe, durch Jahrhunderte überkommen und entwickelt.

Wir wissen es und das Ausland bestätigt es uns gern oder muß es notgedrungen zugestehen: Was uns auf den deutschen Hochschulen für Inhalt, Ziel und Durchführung der wissenschaftlichen Arbeit überliefert ist, hat seit jeher in der unbefangenen urteilenden Welt einen guten Klang. Wenn ich im Winter an derselben Stelle und bei der nämlichen Gelegenheit wie heute von der Weltgeltung der deutschen Wissenschaft im allgemeinen sprechen konnte, so sei heute einmal ein kurzer Vergleich gezogen zwischen der Lehrweise auf den deutschen Universitäten und andererseits im Ausland.

Dabei liegt es mir am nächsten und es stellen sich die wichtigsten Anhaltspunkte auch besonders sinnfällig heraus, wenn wir die ärztliche Ausbildung in den Vordergrund rücken. Gleichsinniges aber würde sich auch von den geisteswissenschaftlichen Fakultäten aufzeigen lassen, wobei besonders eine Gegenüberstellung der Lehr- und Prüfungsverhältnisse einerseits in der Alten und andererseits in der Neuen Welt stark betonte Unterschiede erkennen ließe.

In Deutschland ist die Medizinische Fakultät auf den älteren Universitäten, zu denen sich auch Würzburg zählen kann, nach ihrer Entstehung den anderen, d. h. den geisteswissenschaftlichen Fakultäten zunächst gleichgeordnet gewesen in Aufbau und Lehrweise, wenn sich inzwischen auch der Inhalt und Stoff des Unterrichts, vor allem seit dem 18. Jahrhundert stark geweitet und wenn sich das Fach der Heilkunde — zusammen mit der jüngeren Schwester, der naturwissenschaftlichen Fakultät — von der reinen Kathederweisheit befreit und von der mittelalterlichen Vorlesungsweise abgewandt hat. So hängen ihr — man darf eigentlich sagen, zum Glück — die Reste dieser ihrer Jahrhunderte alten Herkunft noch an. Das hat dazu geführt, daß man auch heute noch den sog. Universitäts-Typ der medizinischen Ausbildung kennt und ihn unterscheidet von jenem anderen, wie wir ihn als sog. Krankenhaus-Typ der französischen und englischen Universitäten kennen. Zusammen mit Deutschland entstand und hielt sich bis heute dieser Universitäts-Typ der Ausbildung zum Arzt übrigens

auch in den nordeuropäischen Staaten, in Holland und in der deutschsprachigen Schweiz.

Worin bis in alle Einzelheiten nun die Eigenart dieses von amerikanischer Seite besonders gewürdigten Universitäts-Typs zu erblicken ist, soll im Augenblick nicht näher untersucht werden. Doch sei das Wesentliche hervorgehoben, soweit es für den nachherigen Vergleich mit den entsprechenden Verhältnissen auf den Universitäten des Auslands in Betracht kommt. Im Grunde war und ist der Ausgangspunkt der lesende Universitätsprofessor, der die überlieferte Lehre erklärte und der seine Schüler mit ihrem geistigen Aufbau bekannt machte, um sie, die Schüler, schließlich zu geistig selbständigen Arbeitern auch in einem so handgreiflichen wissenschaftlichen Gebiet zu machen, wie es die auf Naturbeobachtung und Naturerkenntnis fußende Heilkunde sein muß. Auch sei der Begriff der sog. „Vorlesung“ hier nicht weiter berührt. War er früher vielleicht wörtlich zu nehmen, heute jedenfalls ist — und zwar nicht nur in der medizinischen Fakultät — die „Vorlesung“ eine sehr eigenwillige und eine anspruchsvolle geistige Leistung und zwar auf beiden Seiten des lehrenden und des hörenden Teils.

Trotzdem sei nicht bestritten, daß dieser, der mittelalterlichen und geisteswissenschaftlichen Lehrweise entstammende Universitäts-Typ in der medizinischen Ausbildung lange Zeit ein Hemmnis für den Fortschritt ebenso wie für die erfahrungsmäßige Vertrautheit mit der Natur und mit dem kranken Menschen gewesen ist. Aber die ordnende Art des germanischen Denkens und die geistige Durchdringung des Lebendigen hatte im 18. und vor allem im 19. Jahrhundert zur Folge, daß gerade in Deutschland die experimentellen Wissenschaften besondere Pflege erfuhren. Es entstanden gerade bei uns die Pflegestätten der Laboratorien, die vom Staat zwar zögernd, dann aber mit Umsicht und Großzügigkeit eingerichtet und gefördert wurden. Dies kam der deutschen Einstellung von der Aufgabe des Universitätsunterrichts in der Medizin und Naturwissenschaft besonders entgegen, da man seit jeher für die vollwertige Tätigkeit des Universitätsprofessors nicht nur auf die Lehre, sondern auch auf die eigene Forschung großen Wert legte. Der Amerikaner Flexner kennzeichnet dies sehr richtig, wenn er im deutschen Universitätsprofessor nicht einfach den Lehrer und Hochschullehrer sieht, der — oberflächlich oder gründlich — seine Lehre immer neuen Studentengruppen mitteilt, die dann allmählich Ärzte werden und die, ausgerüstet mit Naturerkenntnis und mit Wissen vom kranken Menschen, später jeder für sich ihre berufliche Erfahrung sich anzueignen hatten. Der deutsche Professor war in amerikanischen Augen vielmehr ein Meister, der durch lange Ausbildung und durch lebenslange eigene Forscherleistung sich auch als Gelehrter einen Namen machte, der nicht auf wirtschaftliche Vorteile schaute, sondern gewissermaßen uneigennützig, jedenfalls unter manchem persönlichen Verzicht seinem Forscherdrang folgte, andere im Forschen unterwies und hiermit ergebene Schüler um sich scharte, die ihm mit Begeisterung lange Jahre als Studenten, Assistenten, Dozenten dienten. Es bildeten sich „Schulen“; aber doch nicht in jenem etwas starren und äußerlichen Sinn, wie man sie etwa bei der Kennzeichnung eines amerikanischen Harvard- oder eines Johns-Hopkins-Mannes unter den Studenten, eines englischen Oxford- oder Cambridge- oder Guys-Mannes im Auge hatte. Weder gab es in Deutschland einen Berlin- oder einen Tübingen-Mann unter den Medizinstudenten noch etwa einen Stockholm- oder Leiden-Mann. Trotz aller landschaftlichen Verschiedenheiten zeichneten sich die deutschen Universitäten vielmehr durch eine bemerkenswerte Einheitlichkeit — wenigstens in bezug auf den Unterricht als solchen — aus. Dabei war es nicht ausgeschlossen, daß sich um diese oder jene Lehrer- und Forscherpersönlichkeit

für Jahre und Jahrzehnte ein besonders anerkannter und an wissenschaftlichen wie Lehrerfolgen reicher Arbeitskreis entwickelte.

Diese Eigenart und Güte der deutschen medizinischen Ausbildung, ursprünglich auf dem Pflanzboden der alten Universitätsgestaltung erwachsen, erweist sich nun ganz besonders bei einem Vergleich mit den französischen und englischen Verhältnissen, von den amerikanischen ganz zu schweigen.

Im Gegensatz zu Deutschland war der Krankenhaus-Typ der medizinischen Ausbildung, wie ihn Flexner nannte, in Frankreich und in England zu Hause. Auf den Krankensälen lehrten Ärzte und Chirurgen gewissermaßen in einer Art Nebenbeschäftigung, ohne daß die Studenten über die geistigen Grundlagen dessen, was sie dabei verstehen sollten, bereits verfügten. Die Studenten werden dort wie Lehrlinge ausgebildet, sie lernen zwar Handreichungen und werden zur Krankenbeobachtung angeleitet — alles also Dinge, die sicherlich für einen guten Arzt unerlässlich sind. Aber mit dem rein Handwerklichen, wenn ich es so nennen darf, hält die geistige Durchdringung bei weitem nicht Schritt und was die Studenten können, bleibt lange Zeit Stückwerk. Dazu kommt, daß man in Frankreich vom Universitätslehrer selbst keine eigene Forschertätigkeit erwartete und nicht erwartet.

Dieser ganze Lehrbetrieb mußte, wie man von amerikanischem Standpunkt aus richtig sah, der Jugend, der Ursprünglichkeit, der Vielseitigkeit ausgesprochen feindlich sein. Ein schwerer, mehr äußerlicher Nachteil gesellte sich hinzu: Weil man die Forschung neben der Lehre auf den Universitäten Frankreichs (ganz im Gegensatz zu Deutschland) bei der ärztlichen Ausbildung in den Hintergrund stellte, wurde die Forschertätigkeit beim einzelnen Hochschullehrer nicht gewertet und die Forschungsstätte erfuhr vonseiten des Staates lange nicht jene wirtschaftliche Förderung, deren sie zum Gedeihen bedurft hätte. Für alle Zeiten bekannt sind in dieser Beziehung die Nöte eines Pasteur, eines Curie u. a. Es hätte diesen Mängeln leicht abgeholfen werden können, aber das Geld des Staates wurde für Schein und Tand, für diesen oder jenen zwecklosen Palast usw. ausgegeben.

Wie in Frankreich so arbeiten auch in England die Medizinstudenten an den einzelnen Krankenhausabteilungen im Gefolge eines Arztes, der seine Haupttätigkeit und natürlich auch sein größeres Geldverdienst in der Stadt in seiner Office sucht. Es sind, soweit ich die Verhältnisse in London, Edinburg und Dublin aus eigener Anschauung kenne, unter diesen Ärzten oft recht gute Lehrmeister gewesen. Es sind einige wenige dieser Krankenhäuser und Lehrstätten nach ihrer ganzen Einrichtung und Betriebsführung auch den unseren leidlich gleichwertig. Aber das handwerksmäßige und oftmals geistlose Anleiten von Lehrlingen, denen nur nebenbei als eine Art Tünche ein wenig Wissenschaft beigebracht wird, teilt die britische Lehrweise mit der französischen durchaus. Eine gewisse Ausnahmestellung in dieser Hinsicht dürfen in England höchstens die Universitäten Oxford und Cambridge für sich beanspruchen.

Wenn schließlich die amerikanische Unterrichtsweise für die Ausbildung des Mediziners noch gestreift werden soll, so ergibt sich ein für deutsche Verhältnisse geradezu verblüffendes Bild von Vielgestaltigkeit. Wenn auch die amerikanische Ärzteschaft es von sich aus fertiggebracht hat, mit Hilfe des Staates die vor 20 Jahren noch bestehenden 400 medizinischen Fakultäten des Landes inzwischen weitgehend zu sichten und untauglichste von ihnen auszumerzen, so leidet die amerikanische Ärzteausbildung doch heute noch daran, daß manche Großstädte nicht etwa eine oder zwei, sondern oft ein halbes Dutzend selbständige Universitäten aufweisen, die vom Staat oder von der Stadt, von Vereinen, von Wirtschaftsgruppen, von kirchlichen Behörden unterhalten

werden. Sie verfügen zuweilen nicht über sämtliche Fakultäten. Aber wo an ihnen unterrichtet wird im Fach der Medizin, da wiederholt sich nicht nur der Krankenhaus-Typ des europäischen Westens, sondern er ist im allgemeinen in dieser Richtung noch gesteigert ausgeprägt, so daß man nichts anderes als eine bloße Fachschule für Ärzte vor sich hat. So ist es denn auch bezeichnend, wie das Abschluß- und Prüfungsverfahren — in Amerika nicht Sache der Universitäten, sondern in der Hand der Ärzteschaft (allerdings unter behördlicher Aufsicht) gelegen — gehandhabt war und ist. Eine solche Prüfung wirkt für uns nicht anders als etwa jene geistige Tätigkeit, die man hierzulande bei der Lösung eines Kreuzworträtsels oder bei der Ausfüllung eines Fragebogens für die Aufnahme in irgend eine berufsständische usw. Körperschaft nötig hat. Eine Teilschuld hieran trägt gewiß auch der allgemeine Stand der Mittelschulbildung, deren Dürftigkeit drüben selbst allseits anerkannt ist.

Im allgemeinen sieht man in der neuen Welt auf die als mittelalterlich gekennzeichnete Hochschularbeit des deutschen Ausbildungsganges herab. In einfacheren Volkskreisen überträgt man diese Einstellung sinngemäß auf den deutschen Hochschul-lehrer überhaupt: Der deutsche Professor muß stets ein alter Mann sein und muß, wenn er etwas darstellen oder wenn er in seinem Fach als eine Berühmtheit gelten will, einen großen Bart haben. Als ich vor Jahren in einem der Golfstaaten aus einem kleinen Dampfer den amerikanischen Boden betrat und sich die Zeitungsleute des Hafens am Schiffe einfanden, um für ihre Blätter berichten zu können, wer etwa von Europäischen Besonderheiten sich unter den Ankommenden befände, wurden sie auch darauf aufmerksam gemacht, daß ein deutscher Universitätsprofessor eingetroffen sei. Aber man schüttelte ungläubig den Kopf, da dieser angebliche deutsche Professor gar keinen langen Bart trug; er war nicht einmal aus Heidelberg! Also konnte man über dieses unwahrscheinliche und mangels Bartes unansehnliche Wesen aus Mitteleuropa nicht an seine Zeitung berichten und ich selbst brauchte auch nicht wie ein Theaterbesitzer aus Wien, ein biederer Korbwarenhändler aus Sachsen mich knipsen zu lassen.

Ich möchte bei der allgemeinen Kennzeichnung der amerikanischen Unterrichts-verhältnisse allerdings nicht wagen, es bei einem derart ungünstigen Bild der amerika-nischen Ärzteausbildung bewenden zu lassen, wenn ich nicht aus eigener Erfahrung wüßte, daß es drüben Ausnahmen, darunter wirklich rühmliche Ausnahmen gibt. Hat man sich doch an einigen der älteren und nur zu einem Teil staatlichen Universitäten, vorwiegend im Osten des Landes, ernsthaft bemüht, die Vorzüge der deutschen Unter-richtsweise weitgehend zu übernehmen; es sei hier an Havard in Boston, an Johns Hopkins in Baltimore, an Ann Arbor im Staate Michigan u. a. erinnert.

Was auf der anderen Seite freilich viele amerikanische Fakultäten der Medizin und Naturwissenschaft auszeichnet, sind die hervorragend ausgestatteten Laboratorien, die von hervorragenden Männern geleiteten Forschungsstätten. Ihnen, diesen Laboratorien und ihren ausgesucht tüchtigen Leitern verdankt die medizinische Welt in den letzten Jahren z. B. die Entdeckung des Insulins als des segensreichen Behandlungsmittels der Zuckerkrankheit, die Auffindung des Heilverfahrens für die schwere Blutkrankheit der Anaemia perniciosa, die chemische Darstellung des Schilddrüsenwirkstoffes u. a. m.

Ziehen wir noch einmal einen Vergleich zwischen der medizinischen Ausbildung in Deutschland einerseits, derjenigen in Frankreich und Großbritannien andererseits, so sei auf das Wortspiel A. Flexners verwiesen, der von uns sagt, unsere Leistung gründe sich auf organisiertes Streben, die der anderen aber auf individuelles Streben. Doch es handle sich, meint der Amerikaner, in beiden Lagern keineswegs um Organisation und

Nichtorganisation, sondern um eine bessere und eine schlechtere Organisation. In der Tat trifft diese Kennzeichnung weitgehend den Kern der Frage. Besticht doch, angesichts der Zersplitterung und Geistlosigkeit in den westeuropäischen Staaten, bei uns in Deutschland immer wieder die auf wahres Sein und nicht auf Schein abgestellte sinnvolle Leistung der bei uns festgehaltenen Ärzteausbildung. Wir dürfen die Lehrweise auf unseren Universitäten in ihrer abschnittweisen, folgerichtigen Planmäßigkeit auf eine Stufe stellen mit unserer Gesamtschulbildung und auch mit unserem Volksheer — überall tritt uns die durchdachte und sauber begründete Einzelarbeit als Glied eines großen Gesamtplanes entgegen.

Aber wir sehen doch noch tiefer als jener Amerikaner, wenn wir den Wert eines solchen Vergleichs zwischen Deutschland und dem Ausland zu beurteilen und aus ihm die wesentlichen Schlüsse zu ziehen suchen. Gewiß nicht blind für manche Nachteile und vor allem für die altertümlichen Mängel unserer Lehr- und Erziehungsweise auf der deutschen Universität, die ihre Herkunft aus der mittelalterlichen Schulwelt auch heutigentags noch nicht verleugnet — wir sehen in der äußeren Wirkungsweise unsere Hochschule, eben im Vergleich mit anderen Völkern der Alten wie der Neuen Welt, gewissermaßen das Spiegelbild unseres Wesens. Haben wir im Vorstehenden uns auch bloß mit einem kleinen Ausschnitt — mit der Betrachtung der medizinischen Universitätsausbildung — begnügt, so tritt uns als grundsätzlicher Wesenszug der deutschen Universitätsarbeit an erster Stelle jene germanische Grundhaltung entgegen, die uns auf dem Gebiet der Universität auch mit anderen germanischen Volksgruppen in den europäischen Nordstaaten, in Holland, in der deutschsprachigen Schweiz verbindet: die Sauberkeit der geistigen Arbeit, die Gründlichkeit, die Sachlichkeit. Der Deutsche scheint es vorzuziehen, allzu gründlich zu sein, dann aber auch die Gewißheit zu haben und die Überzeugung, daß seine Arbeitsleistung durch und durch wohlgefügt, in ihren Ergebnissen hieb- und stichfest ist. Ihn reut eine lange und umständliche Vorarbeit auch in sonstigen Lebenslagen nicht, wenn er mit ihr eine vertrauenswürdige Grundlage für den Aufbau seiner Leistung, also auch für den Aufbau der wissenschaftlichen Arbeit schafft. Gewiß, der Deutsche schafft auch zu zweckbetonten Gelegenheiten, aber doch im allgemeinen nicht um des Zweckes, um des Gewinnes und Nutzens willen. Sondern wenn auch der Zweck jeder wissenschaftlichen Arbeit der Sieg des Gedankens und der Erfolg in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung bleibt — die Arbeitsleistung als solche gewährt Befriedigung, sofern die Arbeit eben sauber, folgerichtig, sachlich ist.

Wir wissen, daß uns Deutschen damit so manches entgeht: Der lebhafteste Schwung, den der Südländer z. B. in seiner ganzen Lebensführung zeigt und mit dem er auch seine Arbeit, selbst seine wissenschaftliche Arbeit durchdringt. Wir wissen, daß wir Deutschen als nüchterner, als ein wenig umständlicher gelten. Aber was sich als eine Eigentümlichkeit unseres Volkes seit Jahrhunderten bewährt hat — Umfang und Tiefe der wissenschaftlichen Arbeit von Menschen deutschen Blutes ist derjenigen aller anderen voran und ist aus der Weltgeschichte nicht wegzudenken — das haben wir als kostbares Erbe zu pflegen und dieses Erbes bleiben wir, gerade auf der Hochschule, uns voll bewußt. Hier liegt auch ein ganz wesentlicher Teil unserer Selbsterziehung, die uns Hochschulangehörigen, ob Jung oder Alt, eine besondere Pflicht ist. Denn nur durch eine solche zuchtvolle Lebens- und Arbeitsführung des einzelnen können Führerpersönlichkeiten entstehen, kann das gesamte deutsche Volk seinem Führungsanteil in der Welt gerecht werden. Uns dieser Pflicht in der großen Bedeutung der Forderung bewußt werden zu lassen, ist das unsterbliche Verdienst

dessen, der das deutsche Volk geeint und ihm die Gewißheit seiner Weltgeltung erneut gegeben hat.

Wie hätte auch das deutsche Volk die überragenden Leistungen der gegenwärtigen Zeit vollbringen können, wenn es nicht seiner Art gemäß in allen Zweigen der geistigen und der körperlichen Arbeit dem Ruf seines Führers und der Mahnung zur steten Selbsterziehung gefolgt hätte! Wäre nicht die sorgfältige und sogar umständliche, jedenfalls die vorausschauende und sachliche Arbeit des deutschen Menschen, des geistig wie des technisch schaffenden gewesen, hätte nicht die saubere und gründliche Leistung des deutschen Arbeiters der Faust in anspruchsloser Stille gewirkt — nie hätte das geeinte deutsche Volk der Welt die Kraft der deutschen Faust, wenn sie einmal notwendig wurde, so hieb- und stichfest zeigen können wie es unter Adolf Hitler's Führung in diesem Kriege bisher geschah und wie es bis zum Endsiege geschehen wird. Ein jeder der Millionen Arbeitenden im großdeutschen Raum muß sich diese Auswirkung seines Einzeltuns vor Augen halten. Auch derjenige, der scheinbar unberührt vom großen Weltgeschehen in den eng umgrenzten Raum der wissenschaftlichen Arbeit eingespannt ist, hat auf seinem kleinen Platz zu stehen und hat auf ihm für seine Person deutsches Wesen, deutsche Arbeit, deutsche Sauberkeit zu verwirklichen. Wir haben kein Recht zu sagen, auch wir arbeiten für Deutschland, wenn wir unsere bewährte Art und die Tugenden unserer Prägung nicht auch auf diese Weise in die Tat umsetzen, ohne Rücksicht auf äußeren Schein oder auf Nutzen und Gewinn.

Nur so und nur dann läßt es sich überhaupt ertragen und rechtfertigen, daß wir, freilich als ein Teil der Front der Heimat, gegenwärtig hier stehen und hier sitzen, daß wir befehlsgemäß mit der uns zugewiesenen Arbeit uns begnügen — wo anderwärts die wirkliche Männerarbeit und die soldatische Leistung unsere anderen Volksgenossen befriedigen und aufs höchste beglücken darf. Wir Männer an der deutschen Hochschule, in der durch die Macht der Waffen gesicherten Heimat, sehen unsere Leistung für das Ganze deshalb nicht bloß in der deutschbewußten sauberen Arbeit, auf die der Führer mit vollem Vertrauen zählt, sondern auch in dem harten, ja in dem sehr harten Opfer, das in unserem pflichtmäßigen Verzicht auf die unmittelbare Beteiligung am Kampf für die Freiheit und Größe des Vaterlandes mit der Waffe in der Hand gelegen ist.

Umso stärker unser Wille, dieser Pflicht zu genügen, auch wenn es sichtbare Lorbeeren nicht zu pflücken gilt. Kommt doch nach dem Sieg, den sogar unsere klein bemessene Arbeit an der Hochschule erstreiten hilft, die Zeit der friedensmäßigen Arbeit und der friedlichen Zusammenarbeit der Völker auf allen Gebieten. Diese Zeit kommenden Friedens, das Ziel unseres Führers, wird also, wie der Krieg, uns von der Hochschule brauchen. Denn, vom Führer neu geweckt hat das deutsche Volk seine Sendung zu erfüllen, die der Dichter einst in die Worte kleidete, daß am deutschen Wesen einmal die Welt genesen soll. In diesem Bewußtsein gestalte sich auch unsere Arbeit an der Hochschule, unsere Arbeit, die — bis ins Letzte — Deutschland gilt.